



Im Verfärben / Phot. Werner Henkel

## Nur ein Knapfbock OTTMAR BENGERT

*oder die Versuchung des Hl. Antonius*

Diese Geschichte ist so klein wie erlebt. Vom Hl. Antonius selbst handelt sie freilich nicht, zumal dieser fromme Mann meines Wissens mit der Jagd auch gar nicht in Berührung kam. Nur wird auch bei ihm die Gloriole nicht mit in die Wiege gelegt worden sein, sondern eben, wie die Legende berichtet, erst durch überwundene Versuchung mit einem gewissen Leuchten um die ergrauten Locken ihren Anfang genommen haben.

Auch der Jäger – und das scheint mir die zum Untertitel berechtigende Parallele zum Hl. Antonius zu sein – hat sich mancherlei Versuchungen zu erwehren; sie treffen ihn als Verlockungen des Bösen. Kaum mal so obenhin, weil er ja bei der Jagd, aus seinem Alltagspanzer geraten, förmlich wie ein äußerst verletzlicher Einsiedlerkrebs derlei Ereignissen gegenüber weit ungeschützter ist als sonst. Eine Versuchung im Revier – und das merkt auch der weniger Leidenschaftliche, zumindest hinterher – trifft den so Unumhüllten auch tiefer, wohl in den Kern seines Wesens, unvermittelt, vehement und gleich einem Naturereignis. Jagdfieber wird es umschrieben, und manchen hat es zugegebenerweise geschüttelt und gebeutelt. Nach dem Schuß, nach der Entscheidung.

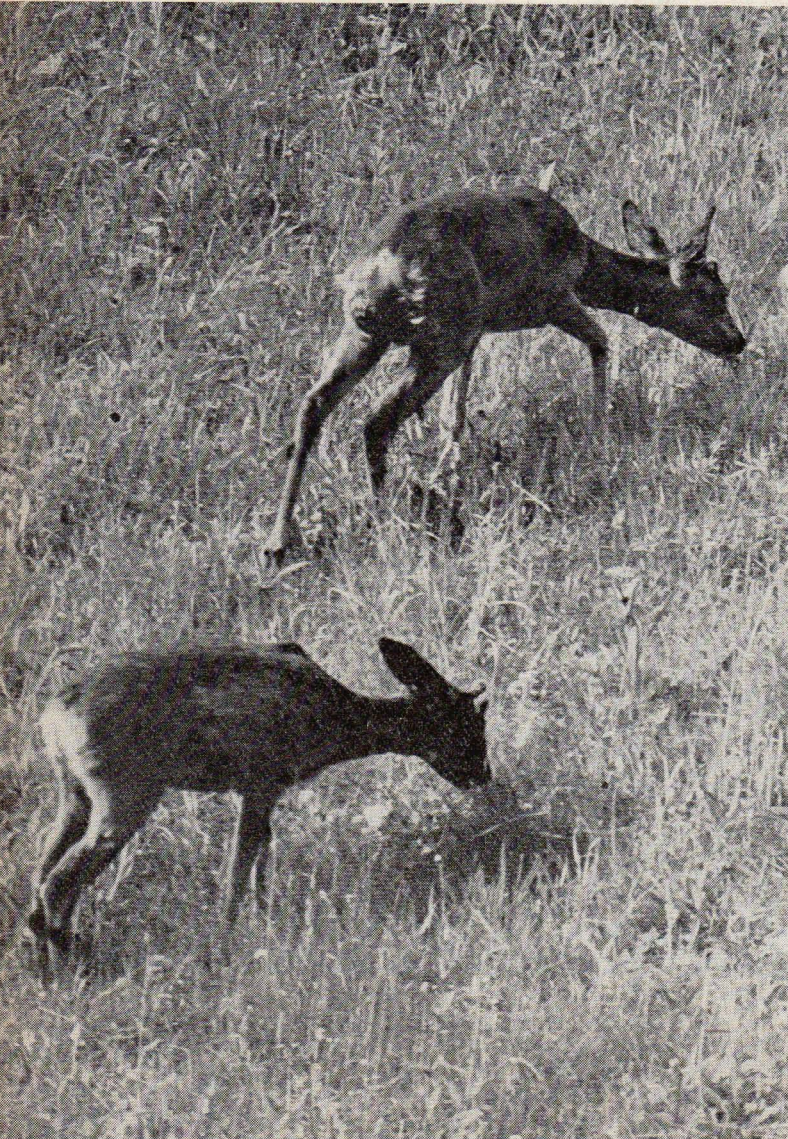
Und nun einen Schritt weiter: Wenn es aber nicht soweit kommt, wenn das Gewehr vom Ziel genommen wird, die Jägerseele vom Wild, das sie bereits in Besitz genommen hatte, weggerissen wieder zu ihrem Eigner zurückkehrt, wieder bei

ihm ist? Dann wohl mag der Einsame etwas fühlen wie von Dämonie, Hilflosigkeit, Erbarmen oder auch Verlorensein. Wir sind also gar nicht so weit vom Hl. Antonius entfernt.

Und noch eins: Ist dir auch schon einmal die größte und vollste Vorfreude vermässelt worden? So wie ich gerade im Wundbett sitze, nachdem ich für die Treibjagd des Jahres alles vorbereitet, gerichtet, überdacht, vorerlebt hatte! Der arme Dokter ohne Revier wird nämlich nur einmal im Jahr dazu eingeladen. Und jetzt, in der Nacht vor dem freudig erwarteten Ereignis, hat es ihn erwischt, so daß er, am Fenster stehend, in die Mondnacht hinausschaut, das Licht anmacht, alte Jahrgänge von WuH herauskrämt, um im Lesen ein wenig Trost und Ablenkung zu finden. Doch bald merkt er, daß es nichts hilft, wenn er von den Erfolgen der Waidgenossen liest, Bilder unerreichbarer Trophäen vor sich hat: Das ganze Waidwerk in aller Welt kann seinen Schmerz nicht lindern.

So kommt ihm der Gedanke, eine kleine Geschichte vom vergangenen Jahr zu berichten, in der Hoffnung, das Verständnis des einen oder anderen Schicksalsbruders zu finden zum Balsam für seine geschlagene Wunde.

Dermaßen aber des Lesers Wechsel kreuzend, will ich es nicht versäumen, kurz von mir Wittrung zu geben: Aus einem Forstmeisterhause stammend hat der Erzähler, von Kriegswirren quer durch das Vaterland geweht, nicht nur



Hier ist eine Hegedublette fällig / Phot. Hans Reinhard

alle jagdlichen Verbindungen, sondern auch notgedrungen sämtliche waidmännischen Ambitionen während fast zweier Jahrzehnte verloren.

Daß ihm mehr als nur ein Gran angewölfter Passion erhalten geblieben war, merkte er, als man ihn erstmals wieder zu einer Treibjagd einlud und er wieder eine Flinte in der Hand hielt. Sie war geliehen. Er sparte dann auf einen gebrauchten Drilling, den er selig einschloß, in der Folge glücklich und fleißig führte, jedoch bescheiden nutzte, weil er wußte und verstand, daß nur auf diese Weise ein Jagdgast wohl gedeihen kann. Und auch weil es ihm so genügte. Immer wieder war er Gast in einem großen Wald-Heide-Moorrevier, dankbar für das Geschenk eines Ansitzes, jungenhaft glücklich für eine Morgenpürsch fern der Großstadt und zufrieden ausgeglichen heimkehrend, dem edlen Gastgeber dankbar anhängend. Und jetzt diese Versuchung! Doch von vorn.

Der Wecker zerreißt die Stille des Nachtlagers. Vor dem offenen Fensterladen weicht die Nacht aus den Kiefernwipfeln, die Schleppe des Morgenwindes hinter sich herziehend. Mit brummendem Schädel sitzt der Jäger, die blanken Füße auf der Sauschwarte, auf quietschender Bettlade und versucht, sich wiederzufinden. Gestern (heute!) war es wieder mal spät geworden beim Gaslicht im Waldhaus, wegen all des Politisierens und durch die bei Mithilfe von Bier und Korn immer tiefer in die Materie eindringenden Gespräche, der hier aus ihrem Alltag gelösten und gemütlich vereinten Waidmänner. Es wollte wieder kein Ende nehmen. Und jetzt ist man

immer noch müde, jetzt wo der Tag graut und die Pürsch lockt. Also los! Angezogen und Kaffeewasser aufgestellt, den Kopf unter den Brunnen, den Gemeinschaftskamm durch den Pelz gezogen. Die Hunde gebärden sich wie toll, dürfen auch mal zum nächsten Kiefernstamm. Aber nicht weiter! Denn ihr habt einen anderen zum Herrn. Die anderen Jäger unverdrossen, durch all den allmählich dosiert gesteigerten Lärm unberührt, drehen sich nur auf die andere Seite. Also alleine los: Hut, Glas, Knicker, Patronen, Stiefel und den Drilling. Und dann hinaus in den Wald.

Am Vorabend war alles abgesprochen worden. Für den Dokter ist noch an der kleinen Wiese ein „Knubben“ frei.

Der Wind zwingt zu einem Umweg, die Wiese muß umschlagen werden. Der Tag hellt herauf. Unter der Randfichte ist ein guter Stand, der Überblick über das seit langem nicht mehr bewirtschaftete, waldumschlossene Eiland gewährt. Auch nach einer halben Stunde bleibt das Blickfeld noch leer, weben die Waldgeister ungestört durch die Zweige. Täuber, Amsel, Rotkehlchen und Meise sind die einzigen Gäste.

Der eifrige Jäger aber wird beim Anstehen so müde, daß er am Stamm ins weiche Moos sinkt und wie die Eule in der Fabel die Augen abwechselnd schließt. Freilich nicht, um wie dort mit dem einzigen so verfügbaren nach einem Zaunkönig im Mauseloch zu spähen. Alter Freund, was soll das? Bist ja eingenickt. Dazu taugt der Morgenansitz! So fällt dir kein Böcklein zu.

Los, frisch auf und die Glieder gereckt! Wollen sehen, ob sich in dieser günstigen Zeit auf der Wiese am Bahndamm der Bock den Tau aus der Decke trocknet?

Auch nicht! Dann auf einen anderen. Hinüber zu der schattenumspönnenen, kiefernumstandenen Moorwiese. Hurtig die grünbestrumpften Beine bewegt. Vielleicht hilft ein kleines Schweißlein zu besserem Befinden. Aber schön leise und besonnen. Bist zwar ein Jungjäger, aber kein junger mehr. Und soll alles angemessen und im Lot sein. Sonst ärgerst du sich selbst und hattest dich doch die ganze Woche so mit allen Fasern auf diese Stunden hier draußen vorgefreut.

Auch diese Wiese ist leer, eine ganze Weile lang. Vielleicht auf der Neukultur dort drüben, wo voriges Jahr der nie wiedergesehene Knopfbock auf 30 Schritte Aug' in Aug' mit dir verhoffte, der du den anderen Erlegten vom Teufelsmoor herüber über eine Stunde lang in heißer, gnitzengeladener Sommerluft bis hierher an den Wagen geschleppt hattest.

Ja, da standet ihr euch gegenüber. Beide verdattert. Und der Jäger so voller Quälgeister im Gesicht und auf den nach dem Aufbrechen im Gras abgewischten Händen, daß er kein ruhiges Abkommen finden konnte und auch wohl den Ruf des Tagesrekordschützen vermied. Hast dich dann am wippenden Spiegel des anderen genügsam ergötzt, ohne den so guten Schuß im Moor jetzt noch durch einen verkrampft stehend freihändig abgegebenen zweiten zu verderben.

Die Kultur hier birgt nicht weniger Blutsauger, aber auch keine rote Decke. In keiner ihrer Furchen, in keiner schütterten Lärchengruppe, nicht hinter einem der vielen alten Wurzelknollen leuchtet es rot hervor! Den Weg entlang weiter vorne und links flimmert die nächste Kultur in der Morgensonne, noch niedriger bewachsen. Den älteren Böcken mag man die Abwesenheit auf sämtlichen Wiesenstückchen, Neukulturen und Wechsellern um diese volle Sonnentageszeit noch zubilligen. Aber wo sind die Grünschnäbel, die sich doch jetzt noch gern ungestört und schnell den Pansen vollnaschen – wenigstens beim Einwechseln über den Birkenweg, der sich lieblich und schattig nach rechts hinunterwindet?

Voriges Jahr, ja, da war das auch ganz anders. Von hier rechts, drüben auf dem Wiesenstreifen am Rand der 80jährigen Föhren, war einem Gabler das allzu „lautlos“ anprüschende Wesen derart auf die Nerven gegangen, daß er einen verträumten Knopfbock mit sich nahm aus dem traulichen Gestrüpp von Schafgarbe, Weiden und Lärchenschonung. Gerade im rechten Augenblick, als der Grünbewamste, auf einem Wall hockend, in Lauschstellung gegangen war.

Auf den Anruf hin hatte der Unterentwickelte schräg stehend verhofft und wurde von der Kugel ins Sommergras geworfen. Das war gegen 9 Uhr. Und alle Mitjäger hatten das bereits begonnene Frühstück knurrend unterbrochen, um

den verunglückt geglaubten Doktor aus irgendeinem Moorgraben zu ziehen, gleich mit oder ohne Auto. Dabei kam der, unverschämt grienend und beutebeladen, nur mal wieder zu spät zum Jagdhaus zurück.

Wie weich das taunasse Gras unter den dichtdachenden Birken die tastenden Füße umschmiegt. Und hier, hundert Gänge vom vorherigen Ereignis entfernt, mußte der andere Knopfbock sein Jährlingsleben lassen. Der war ehrlich erpürscht. Warum zockelte er auch, so genüßlich an dem Brombeerlaub knabbernd, den Wegrain entlang zu seinem Tageseinstand! Scheibenbreit wechselte er über den Birkenweg und war so verträumt, daß ihn der hinter einer schwarz-weiß-grünen Birke anstreichende Schütze gleich zweimal anschrecken mußte, bis er verhielt. Und dann kostete ihn das nicht rechtzeitig abgenommene Zielfernrohr durch zu scharfes Ausklügeln wegen der 30 Schritte doch noch den Teil eines Brustwirbels.

Ein sehr stiller Morgen. Merkst du denn auf deiner emsigen Pürsch auch genügend von deiner Umwelt? Oder willst du immer noch weiter. Na, zum Teufelsmoor nicht mehr. Dazu ist es zu spät. Wie kühl und zum Schmecken erdig es aus dem Moor herüberweht. Der Wind? Er kommt von rechts, auch hier. Also könnte man doch zum Abschluß des Morgens noch zur grauen Wiese schauen. Der Heimweg wird dann im Troll erledigt.

Auch du, Waidgesell, kennst das gewisse Etwas, das dich zieht, irgendwie zu einer bestimmten Stelle, und du weißt es nicht zu nennen. Trotzdem folgst du – auch unter dem Zweifel der Sinnwidrigkeit, ohne Verzug. Am ehesten, wenn dich der logische Verstand nicht behindert. Und so komme ich – endlich – zu meiner Geschichte.

Die „graue Wiese“ ist eine moorige frühere Viehweide, die man unter dem Aspekt der Rentabilität von seiten der Landwirtschaft allmählich vergessen hat. Sehr zum Wohle der Jagd. Für das Rehwild wachsen hier noch immer genügend Leckerbissen, für führende Ricken und alte Böcke ist sie durch wildes, unkontrolliertes Wachstum aller möglichen Sumpf- und Wiesenpflanzen still genug, vom hangabfallenden Kiefernwald auf der einen, einem selten benutzten Waldweg auf der anderen und einem übermannshohen dichten Erlenbestand auf der dritten Seite abgeschieden, zumal sich das wildzerfetzte Graskrautstück in den Bereich eines träge dahinsickernden, schilfumsäumten Flachlandflüßchens verliert.

Vom Teufelsmoor aus erreicht der abseitige Wanderer die Wiese über besagten Randweg. Der neue, unter Anleitung des Oberförsters massiv in eine alte Randkiefer gebaute Hochsitz gewährt, im Gegensatz zu früheren Bemühungen, einen guten Einblick. Hier schnürt der Fuchs aus dem Moor vorbei, klatscht der Täuber aus der Kiefernkrone, kauert Mümmelmann im Mooschatten, und hier hatte auch ein alter, knorriger, schwarzer Spießfer seinen Einstand. Wegen diesem Heimlichtuer wurde der Sitz aus Kiefernstangen zusammengeagelt. Keiner hat den Alten je wiedergesehen.

So verhoffte ich dort, wo der Weg zur grauen Wiese abzweigt: Soll ich? Nur einen kurzen Überblick von oben her. Wenn da aber ein Knopfbock steht? Unmöglich bei dieser Wärme, dieser Schwüle und nach 8 Uhr. Und wenn, dann kommst du eben zu spät. Dann kannst du ja wieder mal ein nettes Gedicht in das Hüttenbuch schreiben.

Ganz in Gedanken bin ich schon auf dem nicht mehr erlaubten Weg, schleiche mich vor bis zur Leiter und ziehe mich hoch. Der Hut schiebt sich über die Plattform empor, und meine darunter erscheinenden Augen sehen das Reh inmitten der verwilderten, verkrauteten und durchbinsten Wiese. Und ehe ich noch richtig sitze, das Glas scharf eingestellt habe, die Ellbogen auf die Knie stützend ansprechen kann, weiß ich: Das ist ein Knopfbock!

Das Herz bumbert, und die Hände zittern. Fast denke ich: Na, also! Dann aber kommt die schwierige Frage. Ist es wirklich ein abschußnotwendiger, eindeutiger Knopfbock? Kannst du das beeiiden? Kannst du dich nach dem Schuß richtig freuen, quer durch die Jägerseele? Ohne einschränkende Bangigkeit.

Das Stück ist unruhig, zieht, ohne das Haupt zu heben, quer auf den Wald zu. Und ich bin höllisch aufgeregt. Kaffee, Kopf, Hitze, Mücken und schmerzendes Kreuz sind alle vergessen. Ich will ihn nur eindeutig ansprechen. Das allein

zählt. Schießen kann ich dann immer noch. Jetzt äst dieses Wild noch friedlich mitten in einer sonnendurchdrungenen krautigen Wiese. Und ich bin der Verantwortliche.

Das Kurzwildpret mag stimmen. Den Pinsel kann ich in dem hohen Gewucher nicht ansprechen. Und warten bis das Stück näßt!! Da! Hubertus, das hast du gegeben! Das Reh hebt das Haupt und windet, hebt es so in die Morgensonne, daß ich die beiden ungefegten kleinen Knöpfe deutlich erkennen kann. Jetzt bin ich fast ruhig. Ich darf ihn erlegen.

Damit beginnt aber eine andere Verantwortung, und sie meldet sich Stück für Stück: Ist es nicht zu weit? Ich kann ja in aller Ruhe auflegen, mit dem Rücken an dem Kiefernstamm mich, die Beine anziehend, gehörig verklemmen. Ich lege auch noch mein Schneuztuch unter die aufgelegte Waffe. Ist es nicht doch zu weit?

Mein Vater, der noch über Kimme und Korn sein Abkommen hatte, würde den Kopf schütteln und sagen, laß den Finger grade. Andererseits kannte er noch nicht den Begriff des Knopfboces. Und durchs Zielfernrohr sieht die Aufgabe schon leichter aus. Aber das dicke Gras. Vom Bock ist zwar der obere Teil des Blattes frei. Ich muß aber schräg ins Gras schießen! Die Kugel ist gut. Ich kenne Waffe und Patrone genügend. Und der warme Tag! Wird das Wildpret nicht verderben, wenn eine Nachsuche erforderlich wird?

Das aber sind nur noch nachhallende Gedanken, die beim Anvisieren auftauchen. Hallo, jetzt ist der Bock weg. Gerade hatte ich auf Kugellauf gestellt, entsichert und gestochen. Ja,

*Sie braucht Ruhe zum Setzen / Phot. R. Hoffer*



dort weiter rechts leuchtet der rötliche Wildkörper auf: schwaches Stück mit einem graulichen Schimmer, also noch nicht ganz verfärbt. Steht er denn genügend breit? Da, jetzt hast du wieder Herzklopfen und kannst kein ruhiges Abkommen finden. Der Zielstachel wackelt nur so am Blatt herum. Durchatmen, mehr an den Stamm anstemmen, den Drilling mehr einziehen – mit einem Mal bin ich ruhig, will die Beute besitzen, bin dem Bock ganz nahe, als wäre er mir altvertraut . . . und ja nicht durchreißen!

Im Schuß, den ich gar nicht recht wahrnehme, ist der Bock weg. Das Absetzen des Gewehrs und Ableuchten des Anschusses sind mehr Reflexhandlung als die vordergründige Freude am Gelingen, umgeben vom feinen Hauch des Pulvers. Stille. Zigarette. Bei ihrer zweiten Hälfte treibt's mich, abzubaumen. Zwei Züge noch halte ich mich zurück, dann nehme ich am Fuße der Kanzel Ziel auf und stapfe los durch Sumpfras, Kraut und Disteln, geradeaus.

Nach 140 Schritten bleibe ich stehen. Nichts. Rundum kein Bock. Aber hier muß es sein. Da herum. Bei der Gewißheit eines guten Schusses schleicht sich nun doch das Gefühl des Fremdseins ein, wie es den überkommt, der in freundlicher Umgebung in der Nähe des Todes nach dem Definitiven sucht. Und dann auch das Herabsteigen von der überlegenen Warte des Hochsitzes nach technisch vollkommenem Todesstrahl in eine animalische Sphäre, in die des Wildes. Problematik des modernen Jägers.

Ich suche quer. Nur ein Stück. Kehre zum Anhaltspunkt zurück, beginne einen Bogen, blicke auf, Richtung Hochsitz – 20 Schritte von hier, 10 Schritte abseits meiner deutlich eingestampften Spur sitzt im Gras ein Bock mit müde erhobnem Haupt! Ein Gabler mit lauscherhohen Stangen!

Nach dem Schreck nehme ich später das Glas hoch. Völlig unnötig. Schwache, kaum vereckte Stangen, geißerartig nach hinten gebogen und lyraförmig eingedrückt, schwach geperlt. Ich presse das Glas an die Augen, voller Verzweiflung: Auf den hast du? . . . Nie! Aber da sitzt er, die Schußlinie kann stimmen; offenbar ist er schwer krank, den schwachen Träger müde gehoben, die Lichter halb geschlossen, leidend das Haupt hin- und herwendend.

Ich alter Stümper habe es nicht bemerkt, wie die beiden Böcke vor dem Durchkrümmen rochierten, ich habe nur das Blatt gesucht, eingengt durch die Gier des Tötens, Erbeutens, habe das andere Reh anvisiert und nicht das falsche Haupt darüber gesehen. Und dann noch weidewund! Der Bock sitzt im Wundbett und leidet! Gleich muß sein Haupt langsam ins Gras versinken, und du stehst allein da in deiner Sünde. Nein!

In meiner Not rufe ich das Stück an: „He!“ Er aber ist schon wie weit weg und wendet langsam das Haupt in Qualen.

Oder ist der Bock einfach krank, auch ohne mich? Er hätte mich längst bemerken müssen, wo ich so nahe an ihm vorbeitrollte.

„He!“ Keine Änderung. Wieder hebe ich das Glas, um nochmals anzusprechen. Vielleicht ist es wenigstens ein Abschußbock und der Fehler nicht so grundtief. Ja, das könnte, gemessen an den Revierverhältnissen, ein dreijähriger sein.

Aber wie trete ich vor meine Richter, was wird aus unserem Vertrauensverhältnis: Ich habe keinen solchen Bock frei. He! Der Bock sitzt weiter in seinem Wundbett. Er windet ja gar nicht, ist bereits bei schwindenden Sinnen.

Ich muß ihm den Fangschuß geben. Nimm dich zusammen: über Kimme und Korn und kniend aufgestützt. Es ginge sogar von hier aus, weil die Vegetation eine Gasse freigibt bis zu seinem Trägeransatz. Also Zielfernrohr herunter.

Ich ließ es oben. Was jetzt geschah, lag außerhalb der Zunft. Der Waidmann möge mir verzeihen und meine Not bedenken. Ich konnte es einfach nicht glauben, was hier vor meinen Augen lag, ich zweifelte an allem um mich und in mir. Und so schrie ich, mehr als ich's rief: Scheiße!

Da schien der Bock mit einmal alles um sich her zu erfassen, merkte plötzlich, daß er unter dem Pesthauch meines Angstschweißes lag, war mit hellen Lichtern blitzartig auf allen vier gesunden Läufen! Und federnd, fast panikartig gehetzt und ohne einmal zu verhoffen, erreichte er in voller Fahrt das schützende Waldesdunkel. Ich aber, erlöst, senkte erschlaffend die Augen, erfaßte unverhofft rechts meiner zitternden Beine den Gestreckten, ertastete die kleinen Knöpfe über den erloschenen Lichtern, erkannte die grauen Flankenflecken, den alle Zweifel auflösenden Pinsel, und, neuen Lebensodem einziehend, den erfreulichen Einschuß hinter der Blattschaufel in abgemessener Höhe, den die das Herz halb hinwegreißende Bleikugel mit dem Nickelmantel gestanzt hatte. Ich sprach mit dem Bock – wie sollte ich anders.

Und ich war dankbar, war aus dem Bann der Qual, der ewig wählenden Sekunden. Ich durfte ihn aufbrechen, versorgen, durfte ihn durch Kraut, Disteln und Sumpf durch die Sommerhitze schleppen mit mückenübersäten Händen. Am Waldrand angekommen, suchte ich ihm und mir den Bruch, den mir die Wiese verwehrt hatte. Diesmal mußte es ein Zweig von einer Eiche sein.

Im komplettierenden Nachtrag sei noch berichtet, wie der hechelnde Jäger, natürlich mit erheblicher Verspätung, den bereits aufgelösten Frühstückstisch erreichte, zumal er, unter dem Gebot der Stunde, noch einen Umweg über den Dorfwirt gemacht hatte, um den durch quälendes Warten erschöpften Waidgenossen das hier im Sommer so beliebte „Alsterwasser“ zu kredenzen.